

**„Bewährtes erhalten, sich öffnen für Neues“
Woche der Brüderlichkeit 1994**

*Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille
an Prof. Clemens Thoma und
posthum an Prof. Jakob J. Petuchowski*

Festvortrag

des Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen Johannes Rau zur zentralen Eröffnungsfeier am 6. März 1994 in Wiesbaden

Die „Woche der Brüderlichkeit“, zum fünfundvierzigsten Mal – was kommt da nicht alles in den Sinn?

Muß man das Wort „Brüderlichkeit“ nicht erst ein Stück weit der Romantik, der Sentimentalität entkleiden? Könnte es nicht sein, daß bei diesem Wort vieles mitschwingt von „seid umschlungen, Millionen“, „Brüder über'm Sternenzelt“? Könnte es nicht sein, daß wir das Wort „Brüderlichkeit“ und das Wort „Bruder“ nutzen, mißbrauchen, zur Verfügung stellen, um uns einlullen zu lassen – eine Woche lang? ...

Wer das gemeinsame Buch der Juden und der Christen ein wenig kennt, der dürfte dieser Gefahr nicht erliegen. Er weiß, vielleicht hat er es auch selber erlebt: Bruder sein, Brüder zu haben, das ist kein Spaziergang, das ist nicht helle Freude, das ist auch Konflikt, das ist manchmal Streit. Brüder kennen sich nämlich. Brüder kennen sich sehr gut. Brüder gehen einander gelegentlich auf die Nerven, nicht nur in dem Kampf um die Zuneigung, die Zuneigung, die Anerkennung durch die Eltern.

Die Bibel erzählt uns von Brüdern, die es nicht gut miteinander gemeint haben. Und wir erinnern uns an Jakob und Esau, und wir gehen ein paar Seiten weiter nach vorn auf die ersten Seiten, und wir erfahren: Es gibt nicht nur Brüderlichkeit in der Welt, es gibt auch einen Bruderkrieg, und es gibt auch einen Brudermord.

Wir brauchen nicht zurückzublicken bis auf die ersten Seiten der Bibel. Wir können in unserem Jahrhundert bleiben, wir können in unserer Region bleiben, wir können in unserer Geschichte bleiben ... Nein, wir leben in einem Alltag, in dem können wir ständig erfahren: Bruderschaft, Miteinander, von einem Vater reden, sich zu den gleichen Eltern bekennen, das ist nichts Festliches, sondern das ist Arbeit im Alltag. Dennoch

begehen wir eine „Woche der Brüderlichkeit“, um daran zu erinnern, daß dieser Auftrag bleibt, nicht, um in einer Woche zusammenzufassen, was an Brüderlichkeit geleistet werden kann, sondern um von einer Woche aus, von einer Stunde aus Nachricht zu geben davon, daß es ohne Bruderschaft, daß es ohne das Bekenntnis zu den Eltern zu Ende geht mit einer Welt, in der der Haß regiert, auch dann, wenn dieser Haß angeschlichen gekommen ist von der Fremdheit über die Angst... Das gilt jetzt nicht nur zwischen Juden und Christen, das gilt jetzt nicht nur zwischen Israelis und Deutschen, sondern das beginnt bei uns Deutschen selber, die wir erst lernen müssen, daß Teilung durch Teilen überwunden wird, und daß das Teilen oft das Zusammenwachsen erschwert, die wir erst lernen müssen, daß das Motto dieser „Woche der Brüderlichkeit“ „Bewährtes erhalten, sich öffnen für Neues“, nicht heißt: Der Westen ist gut, den bewahren wir uns jetzt, und wir verbitten uns jeden Störangriff auf diese unsere westliche Bundesrepublik ...

Brüder, so habe ich gesagt, kennen sich sehr gut. Brüder können einander nichts vormachen, und wenn sie es versuchen, dann geht es schief, nicht nur bei Linsen.

Nein, Brüder, die sich kennen, müssen sich darauf aufmerksam machen, daß es mit den kleinen Dingen anfängt, mit dem Ausländerwitz, den ich erdulde, dem ich nicht widerspreche, bei dem ich verlegen lache. Da fängt es an, daß wir Brüderlichkeit aufgeben.

Vielleicht haben Sie einmal die Geschichte gehört von dem Rabbiner und dem evangelischen Pastor, wie sie sich am Morgen treffen bei einer Tagung? Sie hatten ein gemeinsames Zimmer genutzt, und der evangelische Pastor sagte: „Verzeihen Sie, Herr Kollege, ich hoffe, ich habe Sie nicht gestört gestern abend, weil ich das Licht noch so lange an hatte. Ich mußte noch eine halbe Stunde in der Bibel lesen. Wissen Sie, wenn ich abends nicht eine halbe Stunde in der Bibel lese, dann kann ich einfach nicht einschlafen.“ Und darauf sagte ihm der Rabbiner: „Wie merkwürdig, bei mir ist es ganz umgekehrt. Wenn ich am Abend eine halbe Stunde in der Bibel läse, ich könnte nicht mehr schlafen.“ Nun will ich nicht sagen, daß alle Juden rabbinisch und alle Evangelischen so sind wie der wache Pastor am Abend, aber daß uns diese Nachricht zukommt in einer Woche „der Brüderlichkeit“.

Es kommt darauf an, ob wir uns wecken lassen vom Worte der Schrift und von den Zeichen der Zeit ... Und das gilt dann nicht nur für den religiösen Bereich, nicht nur für den politischen Bereich, sondern das gilt auch für die Frage, ob wir es in den letzten Jahren und Jahrzehnten zuge-

lassen haben, weil wir eine Leistungsgesellschaft wollten – und wir brauchen eine Leistungsgesellschaft, weil wir eine Marktwirtschaft wollten – und wir brauchen eine Marktwirtschaft – ob wir deshalb zugelassen haben, daß in dieser Welt nur noch nach Ellenbogen gedacht wird, nur noch nach Karriere, nur noch nach Vorankommen, und ob es so nicht dazu gekommen ist, daß wir es mit einer Gesellschaft zu tun haben, die wir mitbewirkt haben, die von allem den Preis kennt und von nur wenigem noch den Wert?

Ob wir mit schuld daran sind, daß die Stichworte „Orientierungslosigkeit“ und „Sinnverlust“ bis in die Schlagzeilen der Tageszeitungen kommen? Ob wir einen Toleranzbegriff gepredigt haben, der in Wirklichkeit der Begriff der Beliebigkeit ist und der nicht die Toleranz meint, von der Carlo Schmid einmal gesagt hat, sie heiße, den anderen nicht dulden, sondern ihn wollen, wie er ist? Dostojewski hat das anders formuliert. Er hat gesagt: Nächstenliebe heißt, den anderen so sehen, wie Gott ihn gemeint hat. Wie sähe unser Leben aus, wenn es das gäbe? Und welche Chancen gingen aus von einer „Woche der Brüderlichkeit“, die Menschen dazu einlädt zu sehen: Eigensinn und Gemeinsinn gehören zusammen? Freiheit – das ist ein Modus der Bindung. Das ist kein Gegensatz. Wir brauchen Selbstbestimmung und Toleranz im einzelnen Menschen und nicht gegliedert in Gruppen, in die der Duldenden und in die der Tätigen. Was hieße das für unsere Arbeitsgesellschaft, wenn wir solche Gedanken ernst nähmen? Die „Woche der Brüderlichkeit“ ist eine große Chance, das zu erkennen. Und daß es sie gibt, ist ein Geschenk, kein selbstverständliches.

Leo Baeck hat 1945 gesagt: Auschwitz, das ist das schmerzhafteste Ende der deutsch-jüdischen Symbiose, nie wieder werden wir miteinander reden können. Und er ist dennoch gekommen, und er hat mit uns geredet. Und darum gibt es, unter anderem deshalb gibt es den in vier Jahrzehnten wieder entstandenen Dialog, der das Schweigen durchbrochen hat, das Schweigen, das von Auschwitz und Treblinka und Buchenwald bestimmt war und das wie eine schwere Last auf uns lag.

Es ist nicht selbstverständlich, daß wir miteinander reden, daß die Juden mit uns sprechen, denn diese Last des Schweigens hat auch manche Befangenheit bewirkt, die fortwährt. Und dennoch ist über das Grauen der Schoa hinaus das Gespräch wieder entstanden.

Dann dürfen wir auch an die anderen Brüder denken, von denen die Bibel uns erzählt, dann dürfen wir auch daran denken, daß der, der alles hatte und dem die Brüder so übel mitgespielt hatten, sich zu erkennen gab und

sagte: „Ich bin Josef, euer Bruder“ (Gen 45,4). Das war in einer Zeit, in der waren die Kornkammern da voll und an der anderen Stelle war Mangel und Elend. Da haben Brüder zueinander gefunden, und da sind sie neu an die Arbeit gegangen, weil sie die Welt nicht so lassen wollten, wie sie ist. Und dann haben sie angepackt, und dann haben sie, ob Juden oder Christen oder Muslime oder Menschen, die aus humanistischer Tradition oder gar aus atheistischem Engagement ihre Arbeit getan haben, das getan, was uns befohlen ist in dem gemeinsamen Buch: „Seid getrost, tut eure Hände nicht ab, denn euer Werk hat seinen Lohn.“

Laudatio für Prof. Dr. Clemens Thoma

Ernst Ludwig Ehrlich

Es ist nicht selbstverständlich, daß ein katholischer Priester die Beschäftigung mit dem Judentum zum Zentrum seiner Tätigkeit macht. Clemens Thoma hat diesen Weg gewählt und ist auf diese Weise einer der wichtigsten Dialogpartner mit dem Judentum geworden. Eine solche Aufgabe ist für einen katholischen Theologen ungemein schwierig, stellt er doch damit stets seine eigene Identität in Frage, muß er diese Auseinandersetzung zwischen Judentum und Christentum erst einmal in sich austragen, ehe er damit an die Öffentlichkeit tritt... Das Judentum wird in der katholischen Theologie heute zwar nicht mehr als ein feindliches Phänomen betrachtet, gehört aber vielfach eher zu den persönlichen Hobbies, die ein Theologe sich leistet.

Daß Judentum jedoch in Wahrheit keine Freizeitbeschäftigung für Theologen ist, sondern zentral ihr eigenes Leben betrifft, hat Clemens Thoma in vielen Jahren des Suchens, des Denkens und des Forschens an sich selbst erfahren. Ein solcher innerer Prozeß ist kein friedlicher Vorgang im Rahmen einer ruhigen Entwicklung eines allmählich reifenden Menschen, sondern ein permanenter innerer Kampf. Gewiß hat die katholische Kirche seit dem II. Vatikanischen Konzil im Jahre 1965 viel getan, um Juden und Katholiken einander näherzubringen. Aber das bedeutet in keiner Weise ein tieferes Verstehen des Judentums und des jüdischen Volkes, sondern bestenfalls die Bekundung eines guten Willens, 2000 Jahre fehlgeleitete Geschichte und Theologie in andere Bahnen zu lenken. Auf diesem Hintergrund ist das Werk von C. Thoma zu verstehen, das ja nicht nur ein rein wissenschaftliches ist, sondern weit hinein in den Alltag reicht, in die Begegnung zwischen Juden und Christen in dieser